



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Anders, Fritz (Max Allihn): Herrenmensch : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Herrenmenschen

Roman von Fritz Anders (Max Allihn)

(Fortsetzung)



Als der Doktor und Schwächting in das Künstlerheim eintraten, fanden sie Staffelseiger, der im Kalten vor einem Karton saß, auf den er mit Kohle und dem Wischer Hieroglyphen gemalt hatte. Er war in tiefe Gedanken versunken, und die Fühlhörner seiner Seele tasteten vermutlich nach den Geheimnissen seines innersten Innern. Schwächting brachte erst einmal das Feuer im Ofen in Gang und betrachtete dann das Bild. — Was soll denn das werden? fragte er, ein Berggrutsch oder eine Seeschlacht? Staffelseiger, machen Sie doch erst einmal eine solide Naturstudie, ehe Sie anfangen, Ihre innern Schätze herauszuspeln.

Meine Bilder, erwiderte Staffelseiger dumpf, sind nicht Knechte, die man rufen oder wegschicken kann. Sie sind ein Glück und eine Quellung. Sie dienen keinem Zwecke. Die wahre Kunst ist zwecklos. Freiheit und Ruhe, Angst und Hingebung weht durch unser Tun. Ein Sieg der Wallung zum Lichte. Ein grenzenloses Verachten dieser verlognen Welt. Ein Niedertreten der Gebäude der herrschsüchtigen Unfähigkeit mit wunden Füßen. Ein Faustschlag für die Verächter der ahnungsvollen Schönheit.

Hottsdonnerwetter, sagte Schwächting, das ist ja das reine Polizeideutsch. Der arme Kerl, fügte er zu Ramborn gewandt hinzu, wird nicht eher vernünftig werden, als bis er eine Frau hat, die ihn fett füttert und sich weitere Dummheiten verbittet.

Die Versammlungen bei Kondrot nahmen bald ein Ende. Die See war zugefroren, und die Winterfischerei begann. In dieser Zeit konnte man Schwächting manche Stunde in der Schmiede arbeiten sehen. Er baute etwas, was aussah wie eine Lokomotive auf Schlittenkufen. Die Maschine bestand aus einem eisernen Topfe größten Formats und einem Kohlenofen mit Schornstein, der einst auf einem Kutter Dienste getan hatte. Wolf und der Herr Kandidat sahen eifrig zu und berichteten Tantschen von dem Fortschritte der Arbeit, und Tantschen lobte das Unternehmen und nannte es ein christlich Werk.

Als die Fischerei im Gange war und die Fischen, das heißt Baumzweige, die die Wege über das Eis bezeichnen, ausgestellt waren, rüsteten auch der Doktor und Tantschen ihren Schlitten, um den Fischern ihren Besuch zu machen. Es war Winter, ordentlicher ostpreussischer Winter geworden. Schnee war gefallen, und ein scharfer russischer Wind hatte ihn über Land und Eis durch alle Ritzen gejagt. Die Pelze hatten ihre Herrschaft angetreten, und der heiße Punsch — ein Getränk, das weit von dem entfernt war, was der gebildete Europäer unter diesem Namen versteht — spielte seine Rolle. Die Fischerboote lagen am Strande, das eine auf dem rechten, das andre auf dem linken Ohre, hatten ihre Schneedecken bis über die Nase gezogen und träumten „von Lenz und Liebe.“ Es herrschte ein leichter Frostdunst. Nach der See zu sah die Welt wie unfertig aus. Sie war ein weißes Blatt Papier, das keine Linie und keine Grenze zwischen Himmel und Erde zeigt.

Tantschen und der Doktor fuhren in diese grenzenlose Natur im Schlitten hinaus. Man fuhr eine Stunde und darüber, ehe man ans Ziel kam. Schon von weitem hörte man ein Hämmern, wie wenn Holz auf Holz geschlagen würde.

Es war ein ganzes Konzert von Holzinstrumenten. Nun tauchten auch Menschen aus dem Nebel auf. Sie standen in langer, unregelmäßiger Reihe in einzelnen Gruppen, einige lagen wie Seehunde auf dem Eise, andre hantierten mit Stangen. Es gibt im Winter eine Luftspiegelung, bei der alles breit und viereckig aussieht. Diesen Anblick gewährten die Menschen dort auf dem Eise auch ohne Luftspiegelung, besonders die Frauen unter ihnen. Diese hatten sich hochgeschürzt, viele Röcke übereinander angezogen, die Köpfe dick verbunden, schwere Männerstiefel an den Füßen und waren mit Eis bekrustet. Sie sahen aus, wie Schwächling zu sagen pflegte, wie kandierte Rollmöpse. Dort waren auch aus Brettern und Segeltuch Windschirme aufgerichtet, hinter denen mit gesenktem Kopfe Pferde vor ihren Schlitten standen. Dort sah man Winden, und dort fuhren die Schlitten der Herren Kupscheller.

Man fischte unter dem Eise, teils mit großen Netzen, die durch ein großes Loch ins Wasser versenkt und mit Hilfe von kleinen Eislöchern im Bogen herum geführt wurden, teils mit dem kleinern Klippnetz. Die Netze blieben stundenlang unter dem Eise, und während dieser Zeit schlug man mit Holzhämmern auf Bretter, deren unteres Ende ins Wasser gesteckt war, um die Fische anzulocken. Dies war zwar als Raubfischerei streng verboten, geschah aber doch.

Als der Doktor mit seinem Schlitten herannahte verstummte das Klappern, begann aber bald wieder mit Macht, als die Fischer erkannt hatten, daß ihnen von dem Schlitten keine Gefahr drohe.

Gleich die erste Fischereigruppe, auf die man traf, war die Kondrots, bei der er, die Urte Beit und ein Fischerknecht, den niemand hatte haben wollen, beschäftigt war. Der Ertrag war dürftig gewesen. Er hatte nicht geklappert gleich den andern, und so hatten diese ihm die Fische weggelockt. Tantschen fragte, ob sie nicht Fische kaufen könnte. Kondrot machte eine verlegne Miene und erwiderte, er wolle am Abend Fische auf den Hof bringen. Hier dürfe er nur an die Kupscheller verkaufen.

Sie dürfen nicht? fragte der Doktor verwundert. Wer hat Ihnen denn zu befehlen?

Kondrot winkte mit dem Kopfe über die Schulter nach der Seite, wo der Zbig in schmierigem Pelze, ein Fäßchen Schnaps auf dem Schlitten, angefahren kam.

Zbig, rief ein Fischer, der an seinem Eisloche stand und eben damit beschäftigt war, sein Netz herauszuziehn, Zbig, schöne Brassen!

Wir kennen ihn, es war Fröse, derselbe, der als Zbigs Sekundant das Täuende geschwungen hatte.

Zbig wandte den Kopf ab und sagte: Ich seh nichts, ich hör nichts.

Schöne Brassen, Zbig, rief ein anderer, es war Delpkeit, der andre der beiden Sekundanten auf dem Kriegerfeste.

Au? sagte der Zbig, was schreit ihr: Schöne Brassen? Ich seh nichts, ich hör nichts. Was soll ich kaufen Fische von Leuten, die mich haben gehaunt mit einem grausamen Täuende? Was soll ich sagen: Gehorjames Diener, wenn sie mich haben gemacht zum Spott vor den Gojim und ihren Obersten?

Zbig, sagte Fröse, du mußt auch Spaß verstehn.

Haißt ein Spaß, ehrliche Leute zu ängstigen mit den Kartoffeln und mit dem Täuende. Haißt ein Spaß! Ah waih!

Sollst die Fische billig haben, sagte Fröse, indem er überschlug, was er im Netze haben könnte, zwanzig Mark und eine Pulle Schnaps.

Ich mag se nicht, sagte Zbig und fuhr weiter.

Da standen die beiden Helden von damals und ließen die Köpfe hängen, denn auch die andern Kupscheller hatten ihnen nichts abkaufen wollen. Fröse fluchte lästerlich und schwur, daß er dem Zbig auflauern und ihn verhauen wollte, und Delpkeit kam zu der Erkenntnis, daß der Fischer an die Kupscheller verkauft, und

daß es ihm nicht erlaubt sei, zum Vergnügen von Baron Bordeaux Dummheiten zu machen.

Es war gerade die Zeit, wo die großen Netze mit Hilfe von Winden aus dem Wasser gezogen wurden. Zu dieser Zeit pflegten sich die Händler einzustellen und die Fische, ehe sie noch aus dem Netze genommen waren und taxiert werden konnten, im Ramsch zu kaufen. Die Fischer verfahren dabei äußerst sorglos, und dies um so mehr, je mehr sie Branntwein getrunken hatten. Die Händler machten sich das zunutze, brachten Branntwein mit sich und animierten zum Trinken. Wenn man die Fischer in der richtigen Stimmung hatte, machte man sein Geschäft, und die Fischer waren betrogen. Der Doktor, dem Tantschen die Sache erklärte, sah es mit Unwillen. Jetzt begriff er den Wunsch des Herrn Pastors, es möchte sich einer der Leute annehmen und denen mit überlegener Kraft entgegentreten, die das arme Volk mit Branntwein vergifteten und geschäftlich ausbeuteten. Daß hier mit Reden nicht viel zu machen sei, begriff er, aber konnte man denn die Leute unter Kuratel stellen?

Man hörte Musik. Tantschen sah sich um und lachte. Man sah von zwei Pferden im Trabe gezogen die Schlittenlokomotive herannahen. Der Schlot rauchte lustig, und eine Fahne, auf der eine Kaffeekanne abgebildet war, flatterte im Winde. vorn im Schlitten saß ein Knecht, in der Mitte stand der Ofen, dessen Kessel eine Flut von Kaffee barg, und hinten im Schlitten saßen Schwechting und der Herr Kandidat. An den Lokomotivschlitten angehängt war Wolfs kleiner Schlitten. Einen Schlot hatte auch er, doch war dieser nur aus Pappe gefertigt, aber Kaffee brachte er doch. Dieser Kaffee war in einer Wärmflasche enthalten, die man in wollne Decken gehüllt hatte. Auf dem kleinen Schlitten saß Wolf. Als sich dieses wunderliche Fahrzeug dem Fischereiplatz näherte, bearbeitete Schwechting mit mehr Eifer als Kunst eine Harmonika. Wolf schlug zwei Toppdeckel aufeinander, und der Herr Kandidat sah um einige Grade weniger ernst aus als sonst. Die Kaffeepost fuhr von Fischstand zu Fischstand, und der Herr Kandidat wurde nicht müde, Kaffee zu schöpfen und auszuteilen, während Schwechting aus einem Sacke Brotwecken nahm und sie jedem gab, der danach verlangte. Die Fischer nahmen den Kaffee dankbar an — er kostete ja auch nichts; die Männer nickten beifällig über den warmen Trank, der besser wärmte als der schärfste Branntwein, und die Frauen tranken ihr Schälchen mit Wonne, hielten ihren Männern Reden über das verfluchte Sausen und küßten Tantschen, die sie nicht mit Unrecht für die Geberin hielten, das Kleid.

Aber auch Widerstand und gehässiges Urteil fand die wohlthätige Gabe, nämlich bei den Kupfschellern, die mit feinem Gefühl merkten, daß der Kaffee ihnen die Atmosphäre verdarb, in der sie am liebsten ihre Geschäfte machten. Es gibt Juden und Judengenossen. Die zweiten unterscheiden sich von den ersten dadurch, daß sie die geschäftlichen Gepflogenheiten ihrer Freunde noch zu überbieten pflegen. Da war nun der Plexer, ein Mensch wie ein Riese, der es aber für angemessen gehalten hatte, seine Kräfte zu schonen und sich auf den Fischhandel zu werfen. Dieser höhnte die Fischer, die Kaffee tranken, aus, nannte sie alte Weiber und verschwur sich, nur von denen zu kaufen, die ihm auch seinen Schnaps abnahmen. Darüber kam es zum Streit. Und da der Kaffee bald eine ernüchternde Wirkung ausübte, so fand der eine und der andre heraus, daß er seinen Fang zu gering hatte taxieren lassen, und daß er betrogen sei, und verlangte, daß die Fische nach Gewicht bezahlt werden sollten.

Worüber sich der Izig höchlich aufregte. Wie heißt? rief er, ftwaimal verkaufen? verkaufen nach Taxe und verkaufen nach Gewicht? Heißt ein Geschäft! Die Wage aufs Eis bringen und dem Händler verkaufen Fische und gefrorenes Wasser für teures Geld? Heißt ein Geschäft. Wann hat man gehört, daß der Fischer nimmt eine Wage aufs Eis. Wollt ihr nicht auch bringen eine Wiege aufs Eis und Kopfkissen und eine Schlafmütze aufs Eis? Nu? Wozu hat man gelernt das Geschäft und kann taxieren, was im Netz ist?

Jawohl, antworteten die Fischer, dir zu Nutzen und uns zum Schaden. Aber wir wollen uns nicht weiter betrügen lassen. Wir wollen nach Gewicht verkaufen.

Dann sucht euch einen, der ist so meschugge und kauft nach Gewicht, antwortete Izig.

Der Doktor war Zeuge dieser Verhandlung gewesen und hatte den stillen, von ihm selbst nicht gebilligten Wunsch, mittelalterlicher Herr zu sein und die Macht zu haben, nach altem Rechte dem Kaufmann vorzuschreiben, was er für die Ware zahlen müsse. Aber muß es denn Schwert und Gewalt sein, wodurch der Starke seine Macht ausübt? gibt es nicht auch moderne Mittel? Hört zu, rief er mit einer Stimme, die laut über das Eis hallte: Die Fische, die heute Abend unverkauft bleiben, die kaufe ich nach Gewicht und für bares Geld.

Dieses Wort machte großes Aufsehen auf dem Eise und lief mit Bindeseile von Stand zu Stand.

Haßt ein Geschäft, sagte der Izig und fuhr entrüstet mit seinem Schlitten davon, und der Baruch und der Plerrer fuhrten hinterdrein.

Doktor, sagte Tantschen, Sie sind ein guter Mensch. Aber was wollen Sie mit den vielen Fischen anfangen?

Übers Eis nach Straußbeck bringen und nach N. verfrachten.

Inzwischen war in der Ferne ein Segel erschienen, das Segel eines Segelschlittens, der eine polizeirote Fahne führte. Das war das Fahrzeug des Herrn Fischmeisters. Er pflegte, wenn er im Kutter die Fischerflotte aufsuchte und ein Fischerboot aufforderte, sich der Untersuchung zu stellen, die rote Fahne zu ziehn. Hier wäre es nun nicht nötig gewesen, da ja bei der Eisfischerei nicht möglich war, zu entfliehn, aber es machte doch mehr Eindruck, wenn die rote Fahne wehte. Bald erschien denn auch der Herr Fischmeister, steif und würdevoll schreitend und sprechend, wie er es dem Herrn Amtshauptmann abgesehen hatte. Die Fischer hatten alle kein reines Gewissen, mit Ausnahme von Kondrot, der sich streng an die Vorschriften gehalten hatte. Der Fischmeister untersuchte die Netze und forschte nach Klapperhölzern, schalt hier und schrieb dort auf, aber man konnte merken, daß es ihm nicht recht ernst mit der Sache war.

Jetzt kam er zu Kondrot. Was machen Sie hier? herrschte er ihn an. Wie kommen Sie dazu, selber zu fischen, wenn Sie Ihre Gerechtigkeit verpachtet haben?

Ich habe meine Gerechtigkeit nicht verpachtet, sondern nur mein Boot, antwortete Kondrot.

Der Fischmeister würdigte ihn keiner Antwort, sondern befahl in dem lässigen Tone, in dem Gropoff seine Befehle zu erteilen pflegte, dem Kondrot das Netz zu konfiszieren. Die beiden Männer, die mit ihm gekommen waren, griffen zu, aber die Urte, die wußte, wie viel ein Netz kostet, und wie viel Mühe es macht, und wie viel Zeit es fordert, ein Netz zu stricken, und daß ihr Herr ohne das Netz nichts zu leben habe, hielt das eine Ende krampfhaft fest und schrie und schalt. Die Schirren des Fischmeisters schlugen der Urte mit einem Brettstück auf die Finger, und da das nichts half, schnitten sie das Stück, das sie festhielt, von dem übrigen Netze ab und packten das Netz auf den Segelschlitten. Es war eine häßliche Szene. Kondrot stand dabei, gedrückt und beschämt, und sagte kein Wort. Er wußte, daß er im Rechte sei, und daß er seine Gerechtigkeit nicht weggegeben habe, er wußte aber auch, daß ihm niemand zu seinem Rechte verhelfen werde.

Ach, Johannes, sagte die Urte mit Tränen, indem sie immer noch ihr Netzstück in den zer Schlagnen Händen hielt, sie schnauben, sie schnauben fürchterlich wider den Herrn und seinen Gerechten.

Ist denn das Rechtens? fragte der Doktor, der den Vorgang angesehen hatte, einen der dabei stehenden Fischer.

Dieser zuckte die Achseln und sagte: Wer weiß, was Rechtens ist, und was

gilt? Das wissen nur die Herren selber. Aber vorgekommen ist so etwas noch nicht.

Rondrot, sagte der Doktor, es wird sich etwas andres für Sie finden. Das Herumliegen auf dem Eise war so wie so nichts für Sie.

Rondrot warf dem Doktor einen dankbaren Blick zu, der den Doktor mehr freute, als wenn ihm etwas Großes geschenkt worden wäre.

Da kam auch der Izig wieder an, und hinter ihm der Plerrer, und hinter diesem der Baruch. Sie hatten sich überlegt, daß es immer noch besser sei, einen Kleinern Verdienst zu haben, als gar keinen. Aber mit ihrem Schnaps machten sie keinen Eindruck, denn der Kaffeetopf war noch immer nicht leer.

Izig regte sich auf, haute sich vor Schwächting auf und rief: Nu? was haben Sie zu suchen mit Ihrem Kaffee auf dem Eise? Was haben Sie zu verderben den Leuten das Geschäft? Malen Sie Ihre Bilder, und lassen Sie Ihre Hand von den Geschäften.

Izig, erwiderte Schwächting mit Seelenruhe, reden Sie doch nicht über Dinge, die Sie nicht verstehen. Ich habe ein Bild gemalt, auf dem sich zwei Juden mit Kartoffeln duellieren. Dazu will ich noch ein zweites machen, einen Juden, dem das Geschäft verdorben ist, und der sich furchtbar darüber ärgert. Sehen Sie, um das zu studieren, bin ich mit dem Kaffee hierher gekommen. Halten Sie mal still, Izig.

Er holte sein Skizzenbuch aus der Tasche und fing an zu zeichnen, aber der Izig wehrte mit den Händen ab, drehte sich um und lief davon mit fliegenden Raftanschößen.

Das Geschäft kam wieder in Gang, und die Kupfscheller kauften unter Seufzen und Klagen, sodaß der größte Teil des Fanges Absatz fand. Was übrig blieb, übernahm der Doktor, und er versprach den Fischern, so solle es alle Tage gehalten werden.

Und Sie, Rondrot, fuhr der Doktor fort, beauftrage ich, die Fische zu kaufen, für die die Herren nicht den redlichen Preis geben wollen. Die Fische bringen Sie auf den Markt und verkaufen sie für mich.

Daraus entnahmen die Händler, daß ein ernstler Versuch gemacht werden sollte, ihre Macht zu brechen.

Und da war auch wieder der Izig und sagte zum Doktor: Es gibt Leute, Herr Doktor, die haben einen ehrlichen Namen, aber nur für die, die sie nicht kennen; sie machen ein groß Gesaire und stehlen im Dunkeln.

Regen Sie sich nicht auf, antwortete Schwächting, Sie, Izig, hat ja der Herr Doktor gar nicht beauftragen wollen.

12. Lebensfragen

Es geschah ein Wunder. Baron Bordeaux kam eines Tags ohne die „beigebogne“ Weinkiste im Schlitten an. Er sah nicht besonders gut aus. Sein Starostenbart war ohne Schwung und Kraft, seine Augen blickten trüb und wässerig ins Ungewisse, und seine Hände verfielen, wenn sie sich selber überlassen wurden, einem altersschwachen Zittern. Er glich einem Pferde, das viel erlebt hat, und das man auf den Markt bringt, ohne ihm die üblichen geheimen Aufmunterungen erwiesen zu haben. Baron Bordeaux hatte die Gropppoffschen Trancheen umfahren und hatte dabei umgeworfen. Da er nun diesmal keine Deckel bei sich hatte, und da weiter nichts geschehen war, als daß ein paar Weinflaschen, die er heimlich unter den Sitz des Schlittens gepackt hatte, verloren gegangen waren, so berührte ihn der Unfall nicht tief.

Nachdem er im Kurhause abgestiegen war und durch dasselbe Fenster, an dem Ramborn so oft gestanden hatte, trübe in die Zukunft geschaut, und nachdem er sich fein angekleidet hatte, begab er sich aufs Amt. Gropppoff war überrascht und nicht unerfreut, den Baron zu sehen, denn er fühlte sich unbehaglich und allein — im

Hause wie außer dem Hause. Er hatte sich daran gewöhnt, die Menschen zu verachten, und hatte nicht daran gedacht, daß ihm gleiches mit gleichem vergolten werden könnte. Nun begann er zu fühlen, daß er bei seinen Mitmenschen nicht gerade in hoher Gunst stehe, nun machte er die Erfahrung, daß mit dem Alter die Epidermis der Seele nicht härter, sondern empfindlicher wird. Er hatte früher darüber gelacht, daß sich jemand seinen Freund nannte, der es weder sein konnte noch wollte, jetzt fing er an einzusehen, daß ein freundloses Leben auch ein freudloses Leben sei, und daß es einsam mache. Und seine Eva? Sie war sein Kind, sein echtes Kind, sie hatte denselben hochgemuten Geist wie er, und sie wurde ihm von Jahr zu Jahr fremder. Wars darum, daß sich zwei Adler bei ihrem Fluge nicht mit den Flügeln berühren und nicht in ihren Kreisen stören dürfen, oder wars darum, daß Eva nicht an seine Größe glaubte?

Groppoff, sagte Baron Bordeaux, nachdem er ein paar Gläser Wein mit der Begierde eines Verdursteten getrunken hatte, ich habe mich entschlossen, das verfluchte Saufen zu lassen.

So, sagte Groppoff kalt, seit wann?

Seit acht Tagen. Wollen Sie glauben, daß ich in dieser Zeit keinen Tropfen getrunken habe? Das heißt, so gut wie nichts. Höchstens ein paar Flaschen. Auf Ehre.

Und wie lange denken Sie Ihr Ehrenwort zu halten? fragte Groppoff kühl.

Fragen Sie nicht so boshaft, erwiderte der Baron. Mir ist es mit meinem Versprechen heiliger Ernst. Nun erlauben Sie mir aber auch, daß ich Sie an Ihr Versprechen erinnere. Geben Sie mir Ihre Eva.

Groppoff nahm seine Pfeife aus dem Munde, und sein Gesicht verlängerte sich beträchtlich. Er war völlig überrascht. Dummes Zeug, sagte er zugleich verächtlich und verlegen, das war doch von mir nicht ernst gemeint.

Aber von mir.

Groppoff zog seine Augenbrauen in die Höhe, strich seinen Kinnbart und konnte zu keiner Antwort kommen.

Ich will Ihnen nichts vormachen, fuhr Baron Bordeaux fort, Sie würden mirs übrigens auch nicht glauben. Ich habe von meiner werthen Person beim Rotwein schon eine ganze Menge zugeseht. Fahre ich so fort, wie ichs bis jetzt getrieben habe, holt mich binnen kurzem der Teufel. Der Jüngste bin ich auch nicht mehr. Und der Klügste bin ich nie gewesen. Aber an klugen Männern soll ja Frauen gar nichts liegen. Und, Groppoff, ich bin ein guter Kerl. Und wenn ich mich doch noch einmal tod saufen sollte, dann bleibt die Herrschaft Bernauken übrig, und das ist dann doch immerhin etwas.

Aber das müßte im voraus festgemacht sein, sagte Groppoff.

Natürlich! entgegnete der Baron, und er hielt seine Hand hin.

Aber Groppoff schlug nicht ein, sondern stand auf und ging unruhig im Zimmer auf und ab. Seine Eva, sein stolzes, blankes Mädchen war ihm für dieses Weinsäß viel zu gut. Wenn man Bernauken ohne seinen Besitzer hätte haben können! Hm! Zum mindesten wäre es ein Unterkommen für das Mädchen. Alles kann man nicht zugleich haben in der Welt, einen jungen feinen Mann und eine große Herrschaft. Und wenn einem armen Mädchen ein Glück geboten wird, soll sie zugreifen und nicht nach einem noch größern Glück ausschauen. Und wenn seine Eva, die ihrer Mutter Tochter war, durch diese Heirat in die höhern Kreise zurückkehren und in den Besitz einer Herrschaft wie Bernauken kommen konnte, warum sollte sie es nicht tun? — Aber diese Erwägungen würden doch nicht das Hindernis, das in der Person des Barons Bordeaux bestand, überwunden haben, wenn nicht ein scheinbar fern liegender Gedanke dazwischen gefahren wäre und das ganze Innere Groppoffs in Aufruhr gebracht hätte. Er fühlte den Schlag Marys auf seinem Gesichte, wie er ihn seit Jahren bei Tag und bei Nacht oft genug gefühlt hatte, und sein Haß flammte von neuem auf, sein Haß, der nur dann erstickt werden

konnte, wenn es ihm erlaubt worden wäre, sich in Liebe zu verwandeln. Daß Frau Mary verschwunden war, vielleicht tot, vielleicht geflohen, konnte daran nichts ändern. Die ganze Stippchaft mußte getroffen werden. Man mußte ihnen dieses preußische Schloßchen entreißen und sie vertreiben wie Fremde, die hier kein Heimatsrecht erwerben durften. — Wenn Baron Bordeaux Eva heiratete, so bekam er ihn und sein großes Vermögen als Bundesgenossen an die Hand. Er konnte den großen Schlag führen, zu dem er schon mehrmals ausgehoben hatte, ohne ihn tun zu können, er erhielt endlich Genugtuung. Das erfüllte ihn mit wilder Freude und unterwarf alle Bedenken und Gegengründe. Eva war sein Kind, es war sein Recht, sie daran zu setzen, daß er sein brennend gewünschtes Ziel erreichte, und es war ihre Pflicht, sich daran setzen zu lassen. Aber er hütete sich wohl, merken zu lassen, was ihn innerlich bewegte.

Sie vergessen, sagte er, daß Bernauken zur Hälfte Ihrer Frau Mutter gehört. Sind Sie gewiß, daß Ihre Frau Mutter Ihren Teil einer Schwiegertochter vermacht oder verschreiben läßt, die wenigstens von väterlicher Seite — er sprach das mit grimmigem Selbstgefühl aus — nicht ebenbürtig ist?

Baron Bordeaux machte ein verdutztes Gesicht.

Aber kaufen Sie das preußische Schloßchen, fuhr Gropppoff fort, und verschreiben Sie es der Eva.

Ist es denn käuflich? fragte der Baron.

Man macht es käuflich. Hier sind zwei Hypotheken. Kaufen Sie sie, kündigen Sie sie zur richtigen Zeit, so muß das Gut unter den Hammer kommen, und Sie brauchen nur zuzugreifen.

Baron Bordeaux wurde bedenklich. Kann man denn diese Hypotheken kaufen? sagte er.

Sie hören ja, sie werden Ihnen angeboten. An die erste Hypothek, die in den Händen eines Justizrats in Berlin ist, ist nicht anzukommen. Aber diese können Sie kaufen. Nehmen Sie sie.

Daß er an die Inhaber der Hypotheken so lange amtliche und nichtamtliche schlechte Nachrichten über das Gut gesandt hatte, bis sie Angst gekriegt und sich bereit erklärt hatten, die Hypotheken abzutreten, verschwieg er.

Baron Bordeaux war ebenfalls aufgestanden und lief, den Weg Gropppoffs kreuzend, im Zimmer umher. Hören Sie, Gropppoff, sagte er, die Sache ist mir denn doch etwas brenzlich.

Was wollen Sie? antwortete Gropppoff. Heiraten ist auch eine brenzlige Sache. Wenn Sie keinen Mut haben, so lassen Sie es.

Ich meine nicht die Sicherheit des Geldes, fuhr der Baron fort, ich meine — na, Doktor Ramborn ist doch, so weit ich ihn kenne, ein ganz anständiger Mensch. Und so einem Menschen hinterrücks einen Strick drehen und ihn, pass! auf die Straße setzen samt der Tante und dem kleinen Wolf, das ist denn doch —

Wie Sie wollen, sagte Gropppoff kalt. Meine Eva ist mein. Daß ich nicht Halleluja singen werde, wenn einer wie Sie kommt und sagt, ich will sie haben, das können Sie sich denken. Trotzdem will ich sie Ihnen geben. Aber ich verlange meinen Preis. Nichts weiter, als daß Sie diese Hypotheken kaufen und mit ihrer Hilfe das preußische Schloßchen für Eva erwerben. Das ist für einen Mann wie Sie eine Kleinigkeit.

Dem Baron war die Sache sehr fatal. Er hatte das Gefühl, daß er seine Hand zu einem Handel biete, der nicht schön genannt werden konnte. Aber Eva! — Eva! — Heiraten! Den Saff loswerden! — Gut, sagte er, ich bins zufrieden.

Gropppoff setzte sich und schrieb einen Vertrag. Der Baron unterschrieb ihn und hielt abermals die Hand hin, aber Gropppoff schlug noch immer nicht ein.

Noch etwas? fragte der Baron.

Sie verpflichten sich, sagte Gropppoff, ehe ich Ihnen die Hand Evas gebe, in eine Trinkerheilanstalt zu gehn und sich heilen zu lassen.

Psui Teufel, rief Baron Bordeaux, wohl zu so einem Pastor, der einen als Sündenknüppel behandelt und mit Limonade päppelt?

Wohin, sagte Gropppoff, ist gleichgiltig. Nur, das müssen Sie selbst einsehen, müssen Sie den überflüssigen Bordeaux ausgeschwitzt haben, ehe Sie es wagen können, einem anständigen Mädchen unter die Augen zu treten.

Beide räumten im Zimmer auf und ab, blieben stehen, sprachen aufeinander ein und liefen weiter. Gropppoff gab nicht nach. Endlich hatte sich Baron Bordeaux überwunden und willigte ein. Als er nun wieder die Hand darstreckte, schlug Gropppoff ein und sagte: Gehn Sie hinein in die Wohnstube, da sitzt Eva.

Baron Bordeaux machte ein bedenkliches Gesicht und meinte: Gropppoff, Donnerwetter ja! sagen Sie es ihr lieber.

Sie fürchten sich wohl? fragte Gropppoff.

Offen gestanden, ja.

Gropppoff lachte verächtlich.

Lachen Sie nur nicht, sagte der Baron, vor Ihrer Eva sind Sie auch kein Held. An demselben Tage teilte Gropppoff seiner Tochter mit, daß Baron Bordeaux um sie angehalten habe.

Eva erschrak und wurde rot und blaß. Dann lachte sie, als habe ihr Vater einen schlechten Scherz gemacht.

Es ist mein Ernst, sagte Gropppoff. Baron Bordeaux hat um dich angehalten, was sagst du dazu?

Eva besann sich und antwortete, als wenn sie mit sich selbst redete: Der? Es ist der einzige von diesen Menschen, den ich nicht hasse. Ich verachte ihn nur.

Eva, rief Gropppoff unwillig, wenn du solche Rede führst, wirst du wahrscheinlich eine alte Jungfer werden.

Was schadet's?

Mehr, als du meinst. Eva, ich bin alt. Eigentlich bin ich noch nicht sehr alt, aber das Leben, das Leben! (Er sagte nicht, was für ein Leben er meinte.) Das Leben zehrt, und die Maschine wird brüchig. Das Ende kommt einmal schneller, als du denkst, und dann stehst du da und hast den Mangel vor den Augen. Denn, Eva, gespart habe ich nichts, ich habe nur mein laufendes Einkommen. Ich hätte das Leben eines Subalternbeamten führen müssen, wenn ich hätte sparen wollen, und das kann doch weiß Gott niemand von mir verlangen. Die Exzellenzen, denen mein Haus und meine Rehböcke gut genug waren, und die meine Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, haben zuviel gekostet. Eva, ich werde dir nichts hinterlassen können.

Sorge dich nicht, Vater, sagte Eva, ich brauche nichts, und ich will nichts.

Wie so ein junges Ding die Welt ansieht! erwiderte Gropppoff. Sage mir, was ist ein armes Edelfräulein? Gar nichts. Auch der älteste Adel hat ein Ende, wo die Gelber ausgehn. Geld ist Kraft. Was ist eine arme Beamtentochter? Sobald der Vater die Augen zumacht, kennt sie kein Mensch mehr. Sorge dafür, daß du was unter den Füßen hast, wenn das geschieht. Dein Stolz hilft dir zu nichts, wenn du erst hinter der Nähmaschine sitzen mußt. Sage mir, was wird aus deinem Pferde werden, wenn hier alles verkauft wird! Es wird vor die Droschke kommen. Und so wird dir's auch gehn.

Eva war blaß geworden und sah ihren Vater mit großen Augen an. Hast du mich verkauft? fragte sie.

N—nein, antwortete Gropppoff.

Aber er log, und Eva fühlte es auch, daß er log, und rief: Sage deinem —

Halt, erwiderte der Vater, übereile dich nicht! Du weißt, ich zwinge dich nicht; aber davor, daß du dir selbst deine Zukunft verdirbst, muß ich dich behüten. Überlege dir's. Was du jetzt ausschlägst, kehrt nie wieder. In acht Tagen hole ich mir deine Antwort.

Er ging.

Eva hielt die Hände in ihrem Schoß gefaltet und atmete schwer. Das war die Stunde, die sie gefürchtet hatte. Jetzt wurde das Spiel um ihre goldne Freiheit gespielt, jetzt wurde sie zum Kaufe ausgeboten, jetzt durfte es ein Mensch wie dieser Rotweinbaron wagen, mit begehrliehen Gedanken ihr zu nahen und seine zitterige Hand nach ihrer jungfräulichen Person auszustrecken. Ihr Stolz, ihr unbändiger Stolz schrie in ihr auf: Ich will nicht, und wehe dem, der es wagt, mir Foch und Baum auflegen zu wollen. Wie eine zürnende Brunhilde hätte sie über den Menschen herfallen, ihn niederwerfen, mit Nieten binden und an einem Nagel unter der Decke aufhängen mögen, bis er um Gnade bat. Aber sie war keine Walküre, wie „Er“ sie genannt hatte. Sie war ein armes, siebenfach armes Mädchen und die Tochter ihres Vaters. — Sie hatte wenig daran gedacht, daß ein Mensch auch ein inneres Leben lebe, und daß gerade dieses innere Leben den Menschen glücklich oder unglücklich mache. Sie hatte nach außen gelebt und ihre Freude daran gehabt, ihrer Laune zu folgen. Sie hatte sich begnügt, im Vorraum ihres innern Hauses zu wohnen, jetzt fing sie leise an, sich zu fürchten vor dem, was in den Zimmern da hinten, deren Türen sie verschlossen gehalten hatte, verborgen sein möchte. Außen stand geschrieben: Prinzessin Eva, aber was würde sie sein, wenn sich die Türen dahinten aufstäten? Ist denn ein Mensch seiner selbst sicher? Jetzt ging sie auf festem Boden, dieser Boden war gefroren und trug sie. Was würde werden, wenn das Eis auftaute? „Er“ hatte sie eine Walküre genannt und ihr Frauenrecht gerühmt; aber war sie dieses Rechts wert, wenn sie im Kampfe darum ermüdete? — Sie war aufgewachsen wie ein Füllen auf der Weide. Die Zahl ihrer Streiche war Legion gewesen, und ihr Vater hatte sie gewähren lassen und war stolz gewesen auf den Unabhängigkeitsinn seiner Tochter. In der Pension in N. hatte sie ihre Untaten fortgesetzt und sich belustigt über die wehleidigen Vermahnungen der armen Directrice, der sie das Leben zur Qual gemacht hatte, ohne es zu ahnen. Ja wenn man sie damals anders angefaßt hätte, wenn jemand dagewesen wäre, zu dem sie hätte aufblicken können. Es hatte sie nicht sehr betrübt, daß man sie als unerziehbar nach Hause zurückgesandt hatte. Hernach hatte sie ohne Antrieb das nachgeholt, was sie unter Zwang durchaus nicht hatte lernen wollen, war mit ihrem Gaul in der Welt herumgeritten und hatte ihrem Vater Suppe kochen — lassen. Und nun sollte sie Herrin in Bernauken werden. Herrin in Bernauken! Der Gedanke war nicht schlecht! Ein schönes Schloß, Dienerschaft, ein Park, edle Pferde im Stalle. Wie würde sie zu befehlen wissen, wenn sie dort Herrin wäre! Sie malte sich in Gedanken dieses Leben aus, und es waren nicht unfreundliche Bilder, die sich ihr gestalteten. Aber an der Seite dieses Mannes? um den Preis, ihr junges Leben zu verkaufen an dieses Weinsaß? Und es stand noch etwas dazwischen. Sie fühlte, konnte aber nicht sagen, was es sei. Aber dieses Etwas machte es unmöglich, dieses Mannes Frau zu werden.

An die Stube, in der Eva saß, stieß die Küche. Da waren zwei Mägde, die schälten Kartoffeln und sangen:

Du liebe alte Mutter,
Du hast mich junge Maid
Solange groß gezogen
Und keinem mich getreit.

Nun hast du mich dem Säuser
Im Krüge zugebacht,
Der täglich Mus trinkt
Und nächlich Händel macht.

Ach liebe alte Mutter,
Lieb altes Mütterlein,
Wirf lieber mich ins Wasser,
Ins tiefe Meer hinein.

Eva kannte das Lied. Die litauischen Mägde sangen es gern, und sie wußte genug Litauisch, daß sie es verstehn konnte. Eva hörte dem Singen zu, ohne sich des

Zuhörens bewußt zu sein. Aber der letzte Vers drang durch, und die Worte: Wirf lieber mich ins Wasser, ins tiefe Meer hinein, saßen fest. Eva wurde zornig. Wollen die mich verhöhnen, sagte sie zu sich, sprang auf und trat in die Tür. Warum singt ihr? fragte sie unwillig.

Was für eine Frage! Die Mädchen hatten noch nie an das Warum gedacht, wenn sie sangen. Sie machten erstaunte Gesichter und greinten.

Warum singt ihr das dumme Lied? fuhr Eva fort.

Fräulein, sagte das eine der Mädchen, es ist ein schönes Lied. Unfre Mütter und Großmütter haben es auch schon gesungen.

Weil eure Mütter und Großmütter gerade so dumm waren, wie ihr seid. Seid ganz still, ihr winselt und nehmt den Säufer doch, weil er euch recht ist. Wer nicht will, braucht nicht zu warten, bis ihn die Mutter ins Meer wirft. Man kann ja selbst gehn, wenns einem mit seinen Worten Ernst ist.

Fräulein, sagte das Mädchen, wenn man den Strick am Fuße hat, dann kann man nicht, wie man will.

Man muß jedes Band zerreißen können, antwortete Eva streng. Aber im Innern war sie doch zweifelhaft geworden. Der Strick am Fuße! Sie hatte es ja selbst oft genug erfahren, mochte sich der Gaul noch so ungebärdig stellen, hatte er den Strick am Fuße, so mußte er sich zuletzt doch geben.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Die Pfingsttage haben der gesamten Kulturwelt die ersten Friedensstauben von dem großen asiatischen Völkerringen gebracht. Wenngleich es noch keineswegs gewiß ist, daß der Friede nun auch wirklich zustande kommt, so ist doch immerhin ein Friedensbedürfnis und eine Friedensgeneigtheit auf beiden Seiten festgestellt. Die Entscheidung liegt bei Japan. Die Japaner rühmen sich mit Recht, von Deutschland die Kriegführung gelernt zu haben, namentlich ihr letzter großer Seesieg war vollständig der deutschen Flottentaktik abgelauscht, mögen sie von uns nun auch „die Mäßigung sondergleichen“ gelernt haben, durch die das siegreiche Preußen 1866 und das siegreiche Deutschland 1870 — durch die Herausgabe von Velfort — die Welt in Erstaunen setzte. Frankreich hätte damals Frieden schließen müssen, auch wenn wir auf das teuer erkaufte Südtor der Vogesen nicht Verzicht geleistet hätten, aber der alte Thiers hatte es zu gut verstanden, das ihm nicht unbekannt gebliebne Bedürfnis des Siegers nach Frieden und Heimkehr auszunutzen, ein Bedürfnis, zu dem sich noch die Notwendigkeit gesellt hatte, das neu-erbauete Reich einzurichten. Mit der Berufung des Reichstags nach Versailles oder Rheims wäre es doch nicht gegangen. So sind auch für das siegreiche Japan neben dem Friedensbedürfnis dringende Gründe vorhanden, die ihm bei den Verhandlungen nahelegen werden, das Erreichbare nicht dem Wünschenswerten zu opfern, zumal da das Inselreich doch nicht die Macht hat, Rußland zum Frieden zu zwingen. Andererseits wird auch Rußland kaum auf militärische Erfolge rechnen können, die ausreichend wären, einen Friedenszwang auf Japan zu üben. Auf eine Vertreibung der Japaner aus der Mandchurei könnte Linewitsch auch nach zwei gewonnenen Schlachten kaum rechnen, er würde schwerlich wieder an den Yalu, kaum über Mulden hinaus gelangen. Es ist mithin für beide Teile Zeit, ein Ende zu machen. In diesem Sinne hat Kaiser Wilhelm es für seine freundschaftliche und menschliche Pflicht erachtet, dem Kaiser Nikolaus in einem längern eigenhändigen Schreiben die Erwägung nahezu legen, ob seine Generale außer der Bereitschaft der russischen Soldaten, für ihn zu sterben, ihm auch den Sieg zu verbürgen vermöchten. Sei